

ANNE LACATON
UND
JEAN-PHILIPPE
VASSAL

GROSSER BDA-PREIS 2020



Jean-Philippe Vassal, geboren am 22. Februar 1954 in Casablanca (Marokko), schloss sein Architekturstudium in Bordeaux 1980 ab. Anschließend arbeitete er bis 1985 als Architekt und Stadtplaner in Westafrika (Niger). Seit 2012 ist er Professor für Entwerfen und Stadterneuerung an der Universität der Künste Berlin. Er war Gastprofessor an der TU Berlin (2007 – 2011), Peter Behrens School of Architecture in Düsseldorf (2005), EPFL Lausanne (2010 – 2011) und am Pavillon Neuflyze OBC / Palais de Tokyo, Paris (2013 – 2014). 2021 wurde er mit dem Pritzker-Preis ausgezeichnet.

Anne Lacaton, geboren am 2. August 1955 in Saint-Pardoux-la-Rivière (Dordogne), schloss ihr Architekturstudium in Bordeaux 1980 ab und erlangte anschließend dort auch ihr Diplom als Stadtplanerin. Seit 2017 ist sie Professorin an der ETH Zurich. Sie war Gastprofessorin an der Universität Madrid (2007 – 2013), EPFL Lausanne (2004, 2006, 2010 – 2011, 2017), University of Florida (2012), State University of New York at Buffalo (2013), Pavillon Neuflyze OBC / Palais de Tokyo, Paris (2013 – 2014), Harvard GSD (2011 & 2015) und TU Delft (2016 – 2017). 2021 wurde sie mit dem Pritzker-Preis ausgezeichnet.

INHALT

Der Große BDA-Preis	2	Die Schönheit der Nachhaltigkeit	
Begründung der Jury	3	Laudatio von Philip Ursprung	16
Bauten		Der Traum von Schönheit in einfachen Situationen	
Place Léon Aucoc, Bordeaux	6	Anne Lacaton und Jean-Philippe Vassal	
Palais de Tokyo, Paris	8	im Gespräch mit Andreas Denk	26
École d'Architecture, Nantes	10		
Tour Bois le Prêtre, Paris	12		
96 Logements, Chalon-sur-Saône	14	Impressum	36

Diese Festschrift ist Andreas Denk gewidmet.



DER GROSSE BDA-PREIS

Mit dem „Großen BDA-Preis“ würdigt der Bund Deutscher Architektinnen und Architekten BDA in dreijährigem Turnus bedeutende Leistungen oder ein außergewöhnliches Werkverzeichnis von Architekten oder Architektinnen, Stadtplanern oder Stadtplanerinnen des In- und Auslands. Erstmals wurde mit dem Preis 1964 Hans Scharoun geehrt, nachfolgend unter anderen Ludwig Mies van der Rohe, Egon Eiermann, Günter Behnisch oder Oswald Mathias Ungers – Architekten, die jeweils eine spezifische Epoche der Architekturgeschichte geprägt und begleitet haben.

Die Ehrung wird als Goldmedaille verliehen, die Daidalos und einen Irrgarten in Anlehnung an das Labyrinth von Knossos zeigt. Der geniale Erfinder, Baumeister und Konstrukteur Daidalos war durch die Jahrhunderte Symbolfigur der Architekten.

Nach Peter Zumthor im Jahr 2017 geht der Preis nun an die Architekten Anne Lacaton und Jean-Philippe Vassal. Der Preis ehrt ausdrücklich beide, da das Werk maßgeblich von beiden zu gleichen Teilen getragen wird.

Das Architektenduo ist international bekannt geworden mit der Bearbeitung der Place Léon Aucoc in Bordeaux. Die dortige Maßnahme erscheint deshalb als so großartig, weil sie darin bestand, baulich nichts zu verändern. Lacaton und

Vassal haben konsequent getan, was in jedem Entwurfsprozess selbstverständlich sein sollte: die Aufgabenstellung zu hinterfragen. Unbeeindruckt von dem als „gesetzt“ erscheinenden Auftrag haben sie beobachtet, gewichtet, Stärken herausgearbeitet und schließlich den Bestand weiterentwickelt, ohne ihn komplett in Frage zu stellen. Diese Aneignung des bestehenden Freiraums für dessen Nutzer weist schon auf ihre späteren Interventionen im Wohnungsbau-Bestand in Paris, Bordeaux und anderswo hin, die sozial und architektonisch als grandiose Beispiele eines richtig verstandenen „Weiterbauens“ gelten können.

Nachdem sie im vergangenen Jahr bereits mit der Ehrenmitgliedschaft des BDA ausgezeichnet wurden, ist es uns nun eine große Ehre, dem Votum einer unabhängigen Jury zu folgen und den höchsten auf Personen zugeschnittenen deutschen Architekturpreis an Anne Lacaton und Jean-Philippe Vassal zu verleihen.

Susanne Wartzack, Präsidentin des Bundes Deutscher Architektinnen und Architekten BDA

BEGRÜNDUNG DER JURY

Die Jury würdigt die französische Architektin Anne Lacaton und den französischen Architekten Jean-Philippe Vassal nicht nur für ein umfangreiches und innovatives gebautes Werk, sondern insbesondere auch für eine Haltung und eine Entwurfsmethodik, die sich in mehreren Aspekten grundlegend von der herkömmlichen Herangehensweise des Berufsstands unterscheidet.

Als Pioniere der Maxime „Umbau vor Neubau“ gelten sie nicht nur als Vorbilder für klimagerechtes Bauen, sondern sind auch beispielgebend für ein politisches Engineering in prekären sozialen Situationen. Bauaufgaben, die sonst von der Auftraggeberseite rein ökonomisch diskutiert würden, begegnen sie als Architekten mit einer „Less is more“-Attitüde und erzielen damit in wirtschaftlicher, ökologischer, sozialer und nicht zuletzt gestalterischer Hinsicht Best-Practice-Beispiele von internationaler Wirkung, die vom Städtebau bis zum privaten Wohnraum grundlegende, ja atemberaubende Ergebnisse erzielen.

Durch eine anschauliche Lehrtätigkeit gelingt es ihnen, diese Prinzipien an die nachwachsende Generation von Architektinnen und Architekten weiterzugeben.

*Dipl.-Ing. Susanne Wartzack
Architektin BDA, Sturm und Wartzack, Dipperz / Berlin,
BDA-Präsidentin*

*Prof. Dipl.-Ing. Katja Knaus
Architektin BDA, Yonder – Architektur und Design, Stuttgart,
Mitglied des BDA-Präsidiums*

*Dipl.-Ing. Max Wasserkampf
Architekt BDA, Naumann Wasserkampf Architekten, Weimar*

*Prof. Dr. Philip Ursprung
Professur für Kunst- und Architekturgeschichte, gta,
ETH Zürich*

*Till Briegleb
Journalist für Süddeutsche Zeitung, Hamburg*



BAUTEN

PLACE LEON AUCOC
PALAIS DE TOKYO
ÉCOLE D'ARCHITECTURE
TOUR BOIS LE PRÊTRE
96 LOGEMENTS

PLACE LÉON AUCOC

Vielen Architekten ist der Name Lacaton & Vassal in den 1990er Jahren zum ersten Mal im Zusammenhang mit einem Bild aufgefallen, das die „Verschönerung“ der Place Léon Aucoc in Bordeaux im Jahr 1996 zeigt. Alle fragten sich damals: Zeigt das Bild die Situation vor oder nach dem Eingriff? Die Antwort: Sowohl als auch.

Auf Geheiß eines neuen Bürgermeisters wurden damals in Bordeaux stadtweite Verschönerungsmaßnahmen durchgeführt. Lacaton & Vassal bekamen den Auftrag, den baumbestandenen Kiesplatz Place Léon Aucoc zu bearbeiten. Die Architekten beobachteten die alltägliche Nutzung der Fläche für das Boule-Spiel Pétanque und befragten Passanten und Nutzerinnen der Parkbänke – mit dem Ergebnis, dass eine teure Umgestaltung überflüssig



wäre. Stattdessen legten sie einige grundsätzliche Regeln zu Unterhalt und Pflege fest: Austausch des Kiesel, regelmäßige Reinigung und Baumpflege. „Verschönerung ist hier fehl am Platz“ war ihr Entwurfs-Statement. „Qualität, Charme und Leben existieren bereits!“

Die Stadtbewohner waren verblüfft und lehnten dieses Projekt zunächst ab – korrespondierte es doch so gar nicht mit ihren hochfliegenden Erwartungen an eine architektonische, physische

Umwandlung mit ästhetisierender Stadtmöblierung, die damals gerade in Mode war – man denke an die überall publizierten, vielen kleinen Platzumgestaltungen in Barcelona jener Jahre. Schließlich konnten sich die Architekten in Bordeaux jedoch durchsetzen und realisierten das Projekt nahezu unsichtbar.

Der Entwurf von Lacaton & Vassal bestand dabei in der Änderung der Wahrnehmung des Vorhandenen – im Erkennen, Wertschätzen, Vermitteln



und Weiterentwickeln von Qualitäten. Mit dieser „kreativen Verweigerung“ tritt schon in diesem frühen Projekt ein Grundzug der architektonischen Haltung der Beiden zutage: Sie wollen sich, wie sie sagen, „mit einem Minimum an Aufwand und Budget einem Maximum an Erfüllung der Aufgabe“ nähern. Und so kann das Minimum auch bedeuten, nicht zu bauen. Oder nicht das, was die Auftraggeber üblicherweise erwarten. Inzwischen haben sie eine ganze Reihe von Groß-Wohnungsbauten der 1960er

und 1970er Jahre so bearbeitet, dass die ungeliebten Kolosse eben nicht abgerissen, sondern umgebaut und erweitert wurden. Die unsichtbare Umwandlung der Place Léon Aucoc kann als Vorläufer und Vorbild dieser viel beachteten Projekte gelten.
-tze

Planungs- und Bauzeit
1996

Bauherr
Stadt Bordeaux

Adresse
Place Léon Aucoc
33800 Bordeaux
Frankreich

Foto
Lacaton & Vassal

PALAIS DE TOKYO



Planungs- und Bauzeit
1999 – 2001 und
2012 – 2014

Bauherr
Ministère de la culture,
Délégation aux
Arts plastiques

Adresse
13 Avenue du
Président Wilson
75116 Paris
Frankreich

Fotos
Philippe Ruault

Der Palais de Tokyo wurde im Zuge der Weltausstellung 1937 auf dem Trocadéro-Hügel an der Seine von den Architekten Dondel, Aubert, Viard und Dastugue entworfen. Seitdem war hier die Sammlung des Musée National d'Art Moderne untergebracht, die dann ins Centre Pompidou übersiedelte. Nachdem Umbaupläne des Palais' zu einem Filmmuseum aus Kostengründen scheiterten, gewannen Lacaton & Vassal 1999 einen Wettbewerb des französischen Kultusministeriums, bei dem es

um die Umwandlung des Baus in ein Kreativ-Zentrum ging. Die beiden Architekten schlugen vor, den Rohbauzustand des Gebäudes nach dem unvollendeten Umbau zu belassen. Die Zuspitzung der Entwurfsidee auf wenige große lichtdurchflutete, wie Industriehallen wirkende Räume mit flachen Glasdächern, offenen Fachwerkträgern, freigelegten Betonstützen, Betonrippendecken und sichtbaren haustechnischen Einrichtungen ließ sich nicht nur mit dem äußerst knappen Budget vereinbaren, sondern bot nach Auffassung der Architekten genau den richtigen Freiraum für die Aneignung durch Künstler und Kulturschaffende. Der Palais de Tokyo sollte ein Ort der Kommunikation und des künstlerischen Austauschs werden, der rund um die Uhr zugänglich ist.

Als bildhaftes Vorbild für die „Site de création contemporaine“ diente den Architekten der Djemaa-el-Fna-Platz in Marrakesch, eine große freie Fläche ohne Möblierung – „ein offener Raum, der nachts leer ist und tagsüber wimmelt, der sich auf unbestimmte Zeit erneuert und sich entsprechend den Bewegungen der Menschen verwandelt“, schrieben Lacaton & Vassal dazu. Genauso wie ein Stadtplatz sollte der Palais zum Ort des Durchgangs und der Begegnung, der räumlichen Freiheit und verschiedener Aneignungsformen werden. Musik, Multimedia-Installationen, Tanz, Video, Malerei, Mode, Performance und Lesungen sollten gleichzeitig und gleichberechtigt in den großen, einfach unterteilbaren Hallen stattfinden



können. Ein Restaurant und ein Café ergänzen das räumliche Angebot des Kreativ-Zentrums.

Die baulichen Eingriffe beschränkten sich auf das Notwendige: Brandschutz, Heizung und Beleuchtung wurden verbessert, die weitläufigen Wandflächen vom Schmutz befreit, ansonsten aber im überlieferten Zustand belassen. Die Fluchtwege wurden durch Treppen und Verbindungsbrücken optimiert, die sich außen an den Fassaden befinden. Ihre

formale Wirkung bricht zugleich die Monumentalität der Architektur der 1930er Jahre, die sich durch diese kleinen Eingriffe als lebendiger Ort für zeitgenössische Kunst zu erkennen gibt.

2012 übernahmen Lacaton & Vassal auch die Herrichtung weiterer Teile des Ausstellungsgebäudes, das inzwischen vier Ausstellungs- und Veranstaltungsebenen mit insgesamt 16.500 Quadratmetern Nutzfläche hat. Bezugspunkt des Konzepts ist nun die Idee des „Fun Palace“,



die Cedric Price mit der Theater-Regisseurin Joan Littlewood 1961 entwickelte. Auch beim zweiten Bauabschnitt ist die größtmögliche Nutzungsvielfalt das Leitthema der Erneuerung gewesen. Die architektonischen Stilmittel des Büros sind ähnlich geblieben: Die Inszenierung des Gebäudes „as found“ entspricht nicht nur heutigen künstlerischen Vorstellungen, sondern hat auch für den Umgang mit dem architektonischen Bestand Maßstäbe gesetzt.
ade

ÉCOLE D'ARCHITECTURE

Nach dem Bruchfallen der Hafenanlagen auf der „Île de Nantes“, einer von der Loire umflossenen Insel im Süden der Großstadt, plante man hier seit den 1990er Jahren einen neuen Stadtteil mit Büros und Wohnungen, Freizeit- und öffentlichen Einrichtungen. Die Architekturschule ist einer der wichtigsten Bausteine dieser Transformation geworden. Das Gebäude besetzt einen spitzwinklig zulaufenden Block an der Place Francois II, die wie ein Verteiler den neuen Stadtteil erschließt. Die Hülle des Hauptgebäudes bilden je nach Funktion der Räume teils semitransparente, teils transluzente Polycarbonatplatten, die die Binnenstruktur mit geschosshohen Betonstützen durchscheinen lassen. Die betonierten Geschossdecken gliedern als durchlaufende Bänder die Fassaden horizontal. Zum Loire-Ufer im Norden markiert ein mit Brücken ange-docktes, viergeschossiges Kopfgebäude mit Ausstellungsräumen und Forschungslaboratorien das intellektuelle Zentrum der Anlage. Die Westfront des Gebäudes wird durch eine Rampe geprägt, hinter der die Hülle durch Stahlbeton-Balkone und loggienartige Öffnungen raumbildende Eigenschaften bekommt. Im Süden löst sich die geschlossene Fassade ebenfalls immer weiter auf: Hier geht die über die



gesamte Länge ansteigende Rampe ein räumliches, fast piranesihafes Vexierspiel mit der herauspräparierten Gebäude-struktur ein.

Der Sinn der Hüllstruktur wird in der Raumdisposition deutlich: Die Hierarchie der Räume entspricht mit funktional genau definierten und völlig freien Formen der Raumeignung einer vertikalen Stadt. Der Hauptbau hat drei betonierte Decks mit bis zu sieben Metern Höhe. Die Geschosse sind mit leichten

Stahlbaukonstruktionen nochmals horizontal unterteilt. Zwei betonierte Kerne mit Erschließung und Sanitäranlagen sind die einzigen Festeinbauten, die in allen Geschossen erscheinen. Im Übrigen herrscht Gestaltungsfreiheit. Die Räume im Erdgeschoss sind am striktesten definiert: An das Foyer schließen sich Café, Reproräume, ein großer, variabel nutzbarer Veranstaltungsraum, ein Hörsaal und Technikräume an. Darüber entwickeln sich die weiteren Geschosse mit einer jeweils anderen Struktur. Die



Stahleinbauten fassen die im Raumprogramm fest verankerten Funktionsräume. Im Vergleich nehmen Hörsäle, Seminarräume, Mediathek und Büros jedoch nur einen geringen Teil der Fläche ein: Den größten Raum beanspruchen im ersten Geschoss die Flächen für Projektstudios, im zweiten Geschoss die lichtdurchflutete „Place Central“, deren Funktion nicht festgelegt, aber eindeutig gemeinschaftsorientiert ist. Die Höhen der lichtdurchfluteten Räume ermöglichen hier durchaus den Bau von Einfamilienhausmodellen im



Maßstab 1:1. Alle Geschossebenen sind durch die extern verlaufende Rampe miteinander verbunden, die zur öffentlichen Dachfläche führt, von der aus sich – wie von vielen Stellen des Gebäudes aus – der Blick auf die gesamte Stadt darbietet. Das Programm, das Lacaton & Vassal diesem „pädagogischen Instrument“ gegeben haben, heißt nichts anderes als „Freiheit“ und „Möglichkeit zur Entwicklung“. Wie sich das Konzept einlöst, entscheiden die Generationen, die hier lernen können.
ade

Planungs- und Bauzeit
2003 – 2009

Bauherr
Ministère de la culture
et de la communication
– DRAC Pays de la Loire

Adresse
Rue des Architectes
44200 Nantes
Frankreich

Fotos
Philippe Ruaut

TOUR BOIS LE PRÊTRE



Planungs- und
Bauzeit
2006 – 2011

Bauherr
Paris Habitat

Adresse
5 Blvd du Bois le
Prêtre
75017 Paris
Frankreich

Fotos
Philippe Ruault/
Druot, Lacaton &
Vassal



„Vergnügen“, „Wünsche“ und „Bedürfnisse“ waren lange ungewohnte Schlagworte im Diskurs über die Sanierung von Großwohnsiedlungen. Bis in die frühen 2000er Jahre wurde die Aufwertung dieser Quartiere, nicht nur in Frankreich, vor allem über deren Teilabriss versucht. Dagegen argumentierten Lacaton & Vassal gemeinsam mit Frédéric Druot in der Studie „PLUS“, in der sie die Ertüchtigung des Bestands mit einfachen, kostengünstigen und zugleich radikalen Mitteln forderten. Erstmals umsetzen konnten sie

ihren Ansatz beim Umbau des Tour Bois le Prêtre im Pariser Norden, in unmittelbarer Nähe des *Boulevard Périphérique*. Von den Qualitäten des 16-stöckigen, spätmodernen Sozialwohnungsbaus von Raymond Lopez (1958 – 1961) war nach einer energetischen Sanierung der 1980er Jahre nicht mehr viel übriggeblieben. Die Loggien waren geschlossen, das offene Foyer abgeriegelt und die lebendige Fassade mit Dämmplatten ruhiggestellt worden. Im Innern war immerhin die Konfiguration von eingeschossigen, Split-Level- und Maisonnette-Wohnungen erhalten geblieben.

Beim Umbau machten sich Lacaton & Vassal und Druot die Schottenbauweise des Bestands zunutze, die es erlaubte, die Außenwände zu entfernen und eine selbsttragende Konstruktion aus vorfabrizierten Stahlmodulen anzuschließen. Jede der mitunter sehr kleinen Wohnungen wurde so um einen Wintergarten und einen Balkon – einige der Eckwohnungen sogar um einen zusätzlichen Innenraum – erweitert, sodass ihre Fläche um mindestens die Hälfte in den Außenraum wuchs, ohne zusätzlichen Boden zu versiegeln. Die Intervention hat nicht nur die Belichtung der Innenräume verbessert, sondern auch



den weiten Blick auf die Stadt freigegeben. Transparente Polycarbonat-Paneele mit einfachen Sonnenschutzvorhängen markieren den Übergang zwischen Balkon und Wintergarten. Zwischen Wintergarten und Innenraum wiederum vermitteln jetzt raumhohe, doppelt verglaste Schiebetüren, die bei Bedarf mit thermischen Vorhängen isoliert werden.

Weil die Arbeiten größtenteils außen stattfanden und zügig vorstättengingen, konnten die Mieterinnen und Mieter



während der Bauzeit in ihren Wohnungen bleiben. Auch die Mieten blieben unverändert. Der Leerstand einiger Wohnungen ermöglichte es zudem größeren Parteien, sich neu aufzuteilen, beispielsweise durch den Auszug der Kinder in eine eigene Wohnung im selben Gebäude. Die Lobby wurde vollständig verglast und von Einbauten befreit. Zwei zusätzliche Aufzüge an den Stirnseiten sorgen für eine effizientere Erschließung und lösen Anonymität auf: Weil jeder Kern pro Geschoss nicht mehr acht, sondern nur noch

zwei bis drei Wohnungen erschließt, stellt sich ein Gefühl von Nachbarschaft ein. So ist der Umbau des Tour Bois le Prêtre nachhaltig im ökonomischen, sozialen, ökologischen und historischen Sinne.
mxl

96 LOGEMENTS

Das Wohnungsbauprojekt mit 96 Wohnungen in der Stadt Chalon-sur-Saône ist Teil einer ganzen Reihe von Aufwertungsmaßnahmen im Quartier Prés-Saint-Jean, das hauptsächlich von Hochhausscheiben und Parkplätzen bestimmt ist. Im südlichen Zipfel des Stadtteils gelegen, bildet das aufgelockerte Ensemble von sechsgeschossigen Mehrfamilienhäusern einen Übergang zwischen der Wohnbebauung und dem angrenzenden Park sowie einem kleinen Stadtsee.

Wegen der Hochwassergefahr durch den Fluss Saône und den benachbarten See sind die Bauten aufgeständert, jedoch über das notwendige Maß hinaus, um mehr Licht in das offene Geschoss zu lassen. Die Flächen unter den Bauten führen das Grün der Umgebung unter den Häusern hindurch. Sie werden



teils als Parkplätze genutzt, an anderen Stellen auch als Gärten und Spielplätze. Bei Konstruktion und Erschließung ist möglichst materialsparend gearbeitet worden, die Treppenhäuser sitzen dabei wie schmale Gelenke zwischen den Gebäudeteilen. Das für Lacaton & Vassal zum Markenzeichen gewordene Polycarbonat prägt zusammen mit Glas und Aluminiumwellblech das Erscheinungsbild der Fassaden, deren Leichtigkeit und Offenheit durch die Aufständigung der Bauten verstärkt wird. Doch ist die

Materialität hier – wie auch in anderen Gebäuden des Architektenduos – kein Selbstzweck, sondern begründet sich zum einen aus der Maßgabe, möglichst kostengünstig zu bauen, und zum anderen damit, verschiedene klimatische Zonen im Haus herzustellen.

Die Größe und der Komfort der Wohnungen zu erschwinglichen Preisen waren eine zentrale Idee des Entwurfs: Die Grundrisse sind großzügig und offen. Der zentrale Wohn- und Essbereich



kann mittels Schiebefenstern um den Raum des Wintergartens erweitert werden. Dieser fungiert wiederum – je nach Außentemperatur – als offene Loggia oder wird durch Polycarbonat-Schiebeelemente geschlossen. Im Winter dient diese Konstellation als thermischer Puffer, ohne den Innenraum zu verschatten.

Lacaton & Vassal führten bei diesem Wohnungsbau die räumlichen Prinzipien weiter, die sie schon bei anderen



Siedlungsprojekten in Mulhouse oder in Saint-Nazaire angewandt haben. Dabei räumten die Architekten dem Wohnkomfort und der Verbindung der Wohnungen mit dem umgebenden Grün Vorrang ein. Zugleich wurde aus der formalen Reduktion der Gebäude und der Verwendung industriellen Halbzeugs eine elaborierte Architektursprache entwickelt.

elp

Planungs- und Bauzeit
2010 – 2016

Bauherr
OPAC Saône-et-Loire

Adresse
71100
Chalon-sur-Saône
Frankreich

Fotos
Philippe Ruault



DIE SCHÖNHEIT DER NACHHALTIGKEIT

LAUDATIO
VON PHILIP URSPRUNG

DIE SCHÖNHEIT DER NACHHALTIGKEIT



Lacaton & Vassal,
Maison Latapie,
Flourac, Frankreich
1993, Foto: Philippe
Ruault

Die seit Beginn des Jahres 2020 wütende Seuche hält den Gesellschaften auf der ganzen Welt einen Spiegel vor, in dem sich ihre Werte und Probleme deutlich abzeichnen. Was sie voneinander unterscheidet, ist der Grad der Sorge, die sie ihren schwächeren Mitgliedern gegenüber tragen. Die Krise schärft den Blick für das, was ist und für das, was kommen wird. Sie rückt die beiden großen Bedrohungen, den Klimawandel und die soziale Ungleichheit, in ein noch helleres Licht als vor der Seuche. Welche Rolle spielt

die Architektur angesichts dieser Bedrohungen? Wie kann sie der Dringlichkeit begegnen, der Notwendigkeit, rasch zu handeln? Welche Art von Architektur wird jetzt und in Zukunft gebraucht?

Anne Lacaton und Jean-Philippe Vassal widmen sich diesen Fragen seit einem Drittel Jahrhundert. Seit sie nach dem Abschluss des Studiums in Bordeaux sowie der Tätigkeit von Vassal als Stadtplaner in Niger ihr Büro 1988 in Paris gründeten, bemühen sie sich darum, die

Bedingungen der Schwächeren mit den Mitteln der Architektur zu verbessern. Lange bevor der Mainstream sich diesen Themen zuwandte, reflektierten sie die Frage, was Kostendruck und Zeitdruck für die Architektur bedeutet. Lange bevor „Nachhaltigkeit“ zum Schlagwort wurde, entwickelte sie Methoden für den sorgsamsten Umgang mit Kosten, Ressourcen und den Wünschen der Bewohner. Lange bevor die Krise eintrat, demonstrierten sie, wie die Architektur Schwierigkeiten produktiv machen kann.

Die Architektur von Lacaton & Vassal verläuft antizyklisch zum Mainstream. Als alle Augen sich auf die Stararchitekten richteten, die in den globalen Zentren Aufmerksamkeit erregten, schufen Lacaton & Vassal in der französischen Provinz ihr erstes Projekt. Das Maison Latapie in Floirac (1993), einem Vorort von Bordeaux, bildet einen Gegenpol zu den spektakulären Museen und Konzerthäusern, die ab den mittleren 1990er Jahren den Ton angaben. Das bescheidene Einfamilienhaus kostete gerade einmal 55.000 Euro. Die Architekten verdoppelten das Volumen durch eine Art Gewächshaus aus verschiebbaren Polycarbonat-Paneelen. Je nach Jahreszeit können die Bewohnerinnen und Bewohner das Haus unterschiedlich nutzen, es sich im Wintergarten bequem machen oder sich im isolierten Teil des Hauses zurückziehen.

Bereits in diesem Erstling machten Lacaton & Vassal die Haltung deutlich, mit der sie in den folgenden Jahren die Archi-



tektur prägten: Geringe Kosten bedeuten nicht zwangsläufig eine Reduktion von Raum. Im Gegenteil, die Architekten bieten dank alternativer Bauweise für denselben Preis ein Mehr an Raum. Der Einsatz von standardisierten Materialien, die sonst bei Gewächshäusern Verwendung finden, führt zu einer leichten Bauweise. Der ökologische Fußabdruck, sowohl in Bezug auf das Material als auch den Bauprozess, ist gering. Zugleich entwickelten sie eine eigene Ästhetik für die ökologische Architektur.

Das Spiel der Materialien und Farben, die formale Komposition der Elemente, die Nuancen zwischen Transparenz und Opazität bietet neben Komfort auch ästhetischen Genuss.

Auch das Haus in Cap Ferret (1998) will der Umwelt nicht zur Last fallen. Es wurde in privilegierter Lage an der Küste der Bucht von Arcachon errichtet. Um die empfindlichen Dünen und den Pinienwald zu schonen, erhebt es sich auf dünnen Stützen über den Grund. Kein Baum

Lacaton & Vassal,
Maison, Cap Ferret,
Frankreich 1998,
Foto: L&V

Lacaton & Vassal,
Maison, Coutras,
Frankreich 2000,
Foto: Philippe Ruault



wurde gefällt, kein Aushub beschädigte die Sandoberfläche. Einige Bäume wachsen sogar durch das Haus hindurch. Wie das Haus in Floirac besteht das Haus in Cap Ferret durch leichte Materialien, Transparenz und eine direkte Verbindung zum Außenraum.

Mit dem Haus in Coutras (2000) schlossen Lacaton & Vassal an ihr erstes Billighaus an. Zwei lange, tonnenförmige Gewächshäuser sind parallel zueinander entlang der Straße angeordnet. Für

65.000 Euro erhalten die Bauherren 290 Quadratmeter Wohnfläche. Das Raumklima ist reguliert. Die meisten Wände sind verstellbar, Teile des Dachs lassen sich öffnen. Opake Wände schützen das Innere vor Blicken. Die Typologie der Gewächshäuser passt zur landwirtschaftlichen Struktur der Gegend östlich von Bordeaux.

Auch wenn es auf den ersten Blick so erscheint, bieten Lacaton & Vassal keine „Lösung“ von Problemen. Ihre Intention

ist nicht, Architektur zu „optimieren“. Ihr Ansatz ist viel radikaler, denn ihre Kritik zielt auf eine alternative Auffassung von Architektur überhaupt, auf das Schaffen von neuen Bildern und Begriffen. Dies wird in ihrem ersten kulturellen Projekt deutlich, dem Café Una im Wiener Museumsquartier (2001). Die leeren Militärbauten am Rand der Wiener Innenstadt hatten jahrelang optimale Bedingungen für die kulturelle Produktion geboten. Wie in so vielen Umnutzungen der Jahrtausendwende spielte die Architektur auch in Wien eine ambivalente Rolle. Sie erschloss das Areal für die Öffentlichkeit. Aber sie musealisierte es auch, kolonisierte den Raum und trieb ihm den Geist des Experiments und des Anarchischen aus. Sie trug dazu bei, die militärische Autorität durch die kulturelle Autorität zu ersetzen.

Indem sie fast nichts machten, sondern lediglich das Gewölbe mit ornamentalen Kacheln auskleideten und ein paar improvisiert wirkende Mauern einzogen, unterwanderten Lacaton & Vassal diese Autorität. Das farbig ausgekleidete Gewölbe öffnet den Blick auf einen imaginären Himmel. Das Café Una ist ein Plädoyer für das Provisorische. Es schafft einen Raum für Tagträume und Fantasie. Es ist eine konstruktive Kritik an dem traditionellen architektonischen Umgang mit dem gebauten Erbe. Und es ist ein Manifest für eine Architektur des Spiels und der Fantasie.

Zeitgleich mit dem Café Una entstand das bisher ambitionierteste Projekt von



Lacaton & Vassal, der Umbau des Palais de Tokyo in Paris. Die erste Phase (2001) markierte abermals einen Gegenpol zur Stararchitektur. Anstatt den ursprünglich für die Weltausstellung von 1937 errichteten und über die Jahre durch diverse Nutzungen veränderten Bau grundlegend zu erneuern, beließen sie die entkernten Räume sozusagen im Rohzustand. Einerseits konnten sie preisgünstig bauen. Andererseits schufen sie eine Atmosphäre des Unfertigen – ein ideales Ambiente für die neuere

Kulturproduktion. Ein Gebäude halbwegs zwischen Ruine und Baustelle ist faszinierend, weil die Fantasie neuen Spielraum erhält. Indem Lacaton & Vassal die Architektur als dynamischen Prozess und nicht als statisches Monument auffassten, schufen sie einen für alle zugänglichen Ort der Verschmelzung von Kultur, Bildung und Freizeit. In einer zweiten Etappe des Umbaus (2014) wurden die Flächen um ein Vielfaches erweitert. Das Palais de Tokyo knüpft zwar typologisch an das Centre Georges

Lacaton & Vassal, Café
Una, Wien, Österreich
2001, Foto: L&V



Lacaton & Vassal,
FRAC Nord-Pas-
de-Calais, Dun-
kerque, Frankreich
2013 – 2015, Foto:
Philippe Ruault

Pompidou (1977) an, das im Sog der 1968er Bewegung die Demokratisierung der Kultur vorantrieb. Im Unterschied zur „Kulturfabrik“ in der Altstadt ruht es aber nicht auf einem zerstörten früheren Quartier und verdrängt nicht die Vergangenheit. Vielmehr respektiert und reaktiviert das Palais de Tokyo die historische Dimension.

Mit dem Kunstzentrum FRAC Nord-Pas de Calais in Dunkerque (2015) führten Lacaton & Vassal ihre Auseinanderset-

zung mit der historischen Dimension und dem imaginären Raum fort. Anstatt eine alte Werfthalle auszubauen – und damit zum Verschwinden zu bringen – ließen sie diese unberührt stehen und bauten sie daneben noch einmal auf. Die leere Halle, deren Bestimmung die Architekten offenlassen, bildet einen Zwilling, einen Resonanzkörper des Neubaus. Die verschwundene Schiffbauindustrie bleibt wie ein Phantom latent anwesend. Die Gegenwart hat diesen Raum noch nicht absorbiert. Für die Fantasie ist es



ein Freiraum, der einlädt zum Träumen und Spekulieren über das, was war und das, was sein könnte.

Neben Kulturinstitutionen gehören namentlich öffentliche Bildungsinstitutionen zu den Aufgaben, denen sich Lacaton & Vassal zugewandt haben. Die Ecole d'Architecture in Nantes (2009) zeugt von ihrer Methode, die Demokratisierung der Hochschulen architektonisch umzusetzen. Sie gewannen den Wettbewerb unter anderem dadurch, dass sie

fast die doppelte Fläche zum gleichen Preis anboten. Grundlage des Konzepts ist die Verschränkung von Parkhaus und Hochschule. Der Verkehr ist nicht vom Gebäude abgetrennt, sondern ein Teil davon. Alles in diesem Bau ist niederschwellig. Die verschiebbaren Kunststoffwände des großen Hörsaals lassen sich mit wenigen Handgriffen öffnen, sodass der Vorplatz zum Teil des Auditoriums wird. Lastwagen können von der Straße direkt in die Werkstätten einfahren. Studierende können die bequeme Rampe entlang auf die Dachterrasse gehen, die zugleich ein Parkdeck ist. Der Weg zur Arbeit und die Arbeit verbinden sich. Die Architekturschule ist kein Elfenbeinturm für eine Elite, sondern ein Ort der Begegnung und Inklusion.

Die meisten Bauten von Lacaton & Vassal stehen in Frankreich. Ihre Praxis und ihre akademische Lehre ist schulbildend weit über die Grenzen von Frankreich hinaus. Mit dem Ende der Stararchitektur nach der Finanzkrise von 2008 hat sich die Resonanz auf ihre Arbeit verstärkt. Namentlich ihre Auseinandersetzung mit dem Sozialwohnungsbau hat Modellcharakter. Im Unterschied zur vorherrschenden Meinung, dass der öffentliche Raum

entscheidend sei für die Qualität von Massenwohnungsbau, richten sie das Augenmerk auf den Privatraum. Die 59 Wohnungen bei den Neppert Gärten in Mulhouse (2015) sind ein gutes Beispiel dafür. Wer sich dem Komplex nähert, ist erstaunt über die wenigen öffentlichen Flächen. Dafür verfügen die Mieterinnen und Mieterinnen der städtisch subventionierten Wohnungen über etwas, das sonst nur die Bewohner von Einfamilienhäusern oder Penthouses haben, nämlich hübsche Vorgärten und ausladende Dachterrassen.

Offene, unbeheizte Treppenhäuser verringern die Kosten und dienen zugleich in der warmen Jahreszeit als Begegnungsräume. Statt aufwändigen Dämmungen haben die Architekten in Abstimmung mit den Behörden thermisch isolierende Vorhänge entwickelt. Die Wohnungen sind nur minimal ausgebaut, die Beton- und Metallelemente behalten den Charakter des Rohbaus. Umso größer ist die Freiheit der individuellen Einrichtung. Lacaton & Vassal gehören denn auch zu den seltenen Architekten, die ihre Bauten erst nach der Vermietung fotografieren lassen. Sie zeigen die Wohnungen so, wie es die Mieter



Lacaton & Vassal,
Jardins Neppert,
Mulhouse, Frankreich
2014 – 2015, Foto:
Philippe Ruault

wünschen und nicht so, wie es dem Geschmack der Architekten entspricht.

Lacaton & Vassal achten auf das kleinste Detail und das große Ganze. Sie sind sich bewusst, dass der Ersatz der großen Sozialwohnungsbauten aus den 1960er Jahren in Frankreich eine enorme Herausforderung für die Finanzen, das Klima und vor allem auch die Bewohnerinnen und Bewohner ist. Anhand von drei Großwohnsiedlungen in Grand Parc Bordeaux (2017) haben sie gemeinsam

mit Frédéric Druot Architecture und Christophe Hutin Architecture gezeigt, wie dies kostenschonend und bei laufendem Betrieb möglich ist. Statt Abriss und Neubau nach neuen, knapperen Normen, wurden die Wohnungen stabilisiert und durch Balkone vergrößert.

Es gibt im Werk von Lacaton & Vassal durchaus Konstanten. Dazu gehören die standardisierten Betonelemente, der Einsatz von leichten, preisgünstigen Materialien wie Polycarbonat und verzinktem Blech, Wintergärten und eine Vorliebe für den Aspekt des Rohbaus. Sie senken damit nicht nur Kosten, sondern auch Energie für einen sehr arbeitsintensiven Teil der Projekte, nämlich die Auseinandersetzung mit den Behörden. Ohne dieses, wenn man so will, politische Entwerfen wären viele der Experimente zur Wärmedämmung, zu den Bauprozessen und den Ausbaustandards nicht denkbar. Architektur in den Händen von Lacaton & Vassal ist nicht bloß ein Symbol für Politik. Sie ist auch eine politische Praxis, das heißt eine Praxis, die auf dem kontinuierlichen Verhandeln von Normen, im Erkunden der Bedürfnisse und im Überzeugen von Skeptikern fußt.

Lacaton & Vassal / Frédéric Druot Architecture / Christophe Hutin Architecture, Quartier du Grand Parc (Sanierung von drei Wohnblöcken), Bordeaux, Frankreich 2017, Foto: Philippe Ruault



Lacaton & Vassal zeigen seit den 1990er Jahren, dass Architektur aus ökonomischen Gründen nicht nach Einsparung und Reduktion zielen muss. Sie gehen nicht in die Defensive, sondern vertreten selbstbewusst die Ansprüche der Menschen, seien es solche, die auf Unterstützung der Mietkosten angewiesen sind oder auch solche, die bessere Bedingungen für ihre Lehre und ihr Studium beanspruchen. Architektur muss sich nicht dem Druck anpassen, sondern kann diesen produktiv umwerten und daraus

eine neue Form und Ästhetik entwickeln. Lacaton & Vassal haben der Architektur der Nachhaltigkeit ein Gesicht gegeben und ihre eigene Schönheit verliehen, die allen zugutekommt.

Prof. Dr. Philip Ursprung (geboren 1963 in Baltimore, USA) ist Professor für Kunst- und Architekturgeschichte am Department Architektur der ETH Zürich. Von 2017 bis 2019 war er Vorsteher des Departements. Er studierte Kunstgeschichte in Genf, Wien und Berlin und unterrichtete

an der Columbia University New York, der Universität der Künste Berlin, der Cornell University und dem Barcelona Institute of Architecture. Er ist Herausgeber unter anderem von „Herzog & de Meuron: Naturgeschichte“ (2002) sowie Autor von „Die Kunst der Gegenwart: 1960 bis heute“ (2010) und „Der Wert der Oberfläche: Essays zu Kunst, Architektur und Ökonomie“ (2017).



DER TRAUM VON SCHÖNHEIT IN EINFACHEN SITUATIONEN

ANNE LACATON UND
JEAN-PHILIPPE VASSAL
IM GESPRÄCH
MIT ANDREAS DENK

DER TRAUM VON SCHÖNHEIT IN EINFACHEN SITUATIONEN



Lacaton & Vassal,
Strohütte,
Niamey, Niger 1984,
Fotos: L & V

Andreas Denk: An welcher Stelle in der Nachgeschichte der modernen Architektur ordnen Sie Ihre Arbeit ein?

Jean-Philippe Vassal: Wir mögen Architektur, und zwar aus allen Epochen. Die moderne Architektur interessiert uns besonders. Sie ist ein Zeichen für große Veränderungen in der Architektur. Für uns ist das eine Quelle des Nachdenkens und der Inspiration, die zum Teil unsere Haltung geprägt hat: Viele der Architekten der Moderne wie Mies an der Rohe oder Hans Scharoun, die wie wir den Großen BDA-Preis bekommen haben, sind wichtige Vorbilder für uns.

Andreas Denk: Interessiert Sie die Idee der Moderne – einer ganzheitlichen Architektur, die Gesellschaft, Ökologie und vielleicht sogar Ökonomie umfasst?

Anne Lacaton: Die Ökologie, die Ökonomie und vor allem die Menschen, die Gesellschaft, an die sich die Architektur in erster Linie richtet, sind Elemente, die wir als wesentlich für die Architektur ansehen, die sie begründet haben. Die moderne Architektur hat den Raum befreit, den Grundriss, die Beziehung zur Außenwelt und hat versucht, für alle zugänglicher zu sein. Scharoun und Mies bilden vielleicht zwei entgegengesetzte Pole der klassischen Moderne, die grundlegend unterschiedliche architektonische Antworten geliefert haben.

Jean-Philippe Vassal: ...während Heinrich Tessenow, ein anderer Moderner, die Frage nach einem – schönen und gelungenen – täglichen Leben stellt.

Andreas Denk: Bruno Taut hat einmal gesagt, dass Schönheit in der Architektur der schöne Gebrauch sei. Das ist eigentlich ein guter Wahlspruch für Architekten, und er passt gut zu Ihren Arbeiten. Wie hat Ihre Zusammenarbeit begonnen? Wie haben Sie sich kennengelernt? Und was waren Ihre architektonischen Ideen in der Anfangszeit?

Anne Lacaton: Wir haben uns in der Architekturschule in Bordeaux kennengelernt. Mit Gruppenarbeiten haben wir begonnen und waren immer sehr erfreut, wenn wir zusammenarbeiten konnten. Von 1973 bis 1980 haben wir studiert. Es war eine interessante Zeit damals, kurz nach der '68er-Bewegung in Frankreich. Die Nachwehen waren noch zu spüren. Die Lehrer wurden von den Studierenden zu neuen Formaten gedrängt und wir konnten die Praxis des Vertical Studio noch unmittelbar erleben, die uns ermöglichte, mit älteren Kommilitonen zusammenzuarbeiten, die kurz vor dem Abschluss standen. Es wehte ein freier Geist durch die Hochschule. Das war eine gute Ausbildung: Wir haben immer am Freiheitsprinzip festgehalten und wir streben ständig danach, uns frei zu machen und uns nicht zu viele Beschränkungen aufzuerlegen.

Jean-Philippe Vassal: Das Studium war in jener Zeit ziemlich ambivalent: Auf der einen Seite gab es die Erben des Mai '68 und auf der anderen die älteren Professoren, die uns ein klassisches, bewährtes Wissen vermittelten. Und

nicht zu vergessen die Bibliothek, die ein wichtiger Ort war, wo man viel Zeit verbrachte, natürlich wegen der Bücher, aber vor allem, weil es ein Ort des Zuhörens und des Dialogs war. Bis heute bin ich der Meinung, dass das Architekturstudium etwas wirklich Wunderbares ist, weil es die Tür öffnet zu so vielen neuen Dingen: Kunst, Kunstgeschichte, aber auch Naturwissenschaften und Soziologie. Wir haben an der Hochschule viel geträumt und sind noch immer überzeugt, dass es möglich ist zu träumen, egal, in welchen Situationen, selbst in den schwierigsten...

Anne Lacaton: ...Träumen als eine Art Katalysator, ein notwendiger Antrieb für die Gestaltung von Projekten, um die Realität zu überwinden und nach dem zu streben, was man für unmöglich hält. Es ist wichtig, den Traum nicht als Gegensatz zur Realität, sondern als Teil davon zu begreifen. Wir erfinden eine Realität und dann versuchen wir zu sehen, wie die Umsetzung möglich wird.

Andreas Denk: Erinnern Sie sich daran, was Sie damals geträumt haben?

Jean-Philippe Vassal: Es gab die traditionelle Lehre, aber zur gleichen Zeit haben wir Studenten uns mit den Projekten von Archigram und Archizoom, mit den ersten Schritten der passiven Solartechnik und mit den kalifornischen Recycling- und Do-it-yourself-Experimenten beschäftigt. Es gab viele Inspirationen zu einer anderen Architektur, die sich von der bis dahin üblichen unterschied...

Anne Lacaton: Die Zeit war optimistischer als heute und unsere Träume bestanden darin, zu versuchen, unsere Welt zu verbessern, sie mit Großzügigkeit und Optimismus zu betrachten. Wir dachten, alles sei offen, für Vielfalt, für Experimente.

Andreas Denk: Wie sind Sie schließlich dazu gekommen, ein eigenes Büro zu gründen?

Anne Lacaton: Jean-Philippe ist unmittelbar nach dem Diplom nach Afrika geflogen, weil er erst den Zivildienst machen musste. Und dort blieb er fünf Jahre.

Jean-Philippe Vassal: Ich habe mich in dieser Zeit mit der Entwicklung von Dörfern für die nomadische Bevölkerung im Zusammenhang mit der Wüstenbildung beschäftigt und den Konflikten, die daraus resultieren. Anne hat mich sehr oft besucht. Das war eine wichtige Zeit für uns, denn nach sechs Jahren Architekturschule waren es plötzlich fünf Jahre ganz anderer Art, in wüstenartigen Landschaften, an der Grenze der Sahara und der Sahelzone, mit neuen Fragestellungen und einer unglaublichen Bevölkerung, die aus beinahe Nichts etwas Neues erfinden und mit extremem Pragmatismus und einem zugleich poetischen Ansatz alle Dinge fast ohne Material herstellen konnte. Dazu kamen diese durchlaufende Horizontlinie und das Klima, das so extrem ist – eine fantastische Erfahrung, die einen sehr starken Einfluss auf uns beide hatte.

Andreas Denk: Es war also gewissermaßen wie eine zweite Schule?

Anne Lacaton: Dort haben wir die Bedeutung des bereits Bestehenden verstanden, die Kraft der Natur und gleichzeitig ihre große Fragilität. Alles, was es gab, wurde durch die natürlichen örtlichen Gegebenheiten bestimmt: vom Boden, vom Klima, vom Regen oder vom Ausbleiben des Regens. Es dauerte einige Zeit, um das wirklich zu begreifen, aber es war eine nachhaltige Ausbildung im Umgang mit dem, was wir haben, mit dem, was vorhanden ist. Diese Lektion haben wir nach und nach in unseren Denkansatz aufgenommen und sie hat unsere Methode, Projekte zu konzipieren, geprägt. Wir haben durch die Arbeit mit den Leuten, den ländlichen Behörden gelernt, wie man anders beobachtet, wie man zuhört, wie man das, was wichtig ist an einem Ort, sieht und versteht, wo sich Werte befinden und wie man sie nutzen kann.

Jean-Philippe Vassal: Wir haben begriffen, dass wir das verwenden müssen, was um uns herum verfügbar ist. In Afrika konnte das ein Ast sein, ein Stück Stoff, ein Taschentuch, das Rad eines Autos, das beim Versuch, die Sahara zu durchqueren, liegengeblieben ist. Die Komponenten für das Bauen können aus völlig unterschiedlichen Elementen bestehen...

Anne Lacaton: ...Wir haben den Begriff der Einfachheit wiederentdeckt, die einfache Art, mit dem Klima zu leben. Wenn es zu heiß ist, muss man in den Schatten

gehen, etwas anderes geht nicht. Um zu überleben, muss man also Schatten erzeugen, wenn es ihn nicht gibt. Es ist wichtig, das zu verstehen, weil wir auch in Europa effizient mit dem Klima umgehen könnten: Auch wir könnten die komplizierten technischen Systeme durch diese Einfachheit ersetzen.

Jean-Philippe Vassal: Wir haben auch viel über das Wohnen gelernt. Das Haus der Nomaden ist nicht das Zelt. Es ist die Wüste. Das Zelt ist ein Moment in dieser Wohnweise, das man nur in der Nacht benutzt. Sehr früh morgens geht man nach draußen, und wenn es eine Stunde später wärmer geworden ist, geht man unter einen Busch, weil genau hier ein kleiner, frischer Luftstrom ist und der Busch zudem Schatten bietet. Zwei Stunden später holt man Teppiche, Kissen und Tee und begibt sich an einen anderen Ort mit Schatten und einer frischen Brise. Diese Vorstellung von Mobilität und freier Bewegung hat uns, die wir in unseren europäischen Ländern es eher gewohnt sind, eine stabile, einheitliche Atmosphäre und Stimmung herzustellen, sehr beeindruckt.

Andreas Denk: Wie haben sich diese Prägungen ausgewirkt, als Sie nach Europa zurückkamen? Für Ideen, wie man dem Klimawandel begegnen könnte, war es vermutlich noch zu früh?

Jean-Philippe Vassal: Das ging nur Schritt für Schritt. Wir überlegten, wie wir das, was wir in Afrika gelernt hatten, auf andere Situationen übertragen können. Die Materialien waren also nicht

mehr ein Ast, ein alter Reifen oder ein Taschentuch. Es konnte stattdessen eine städtische Situation sein.

Anne Lacaton: Wir haben gemerkt, dass die Beziehung zum Klima, wie sie sich in Europa entwickelte, der der Afrikaner entgegengesetzt war. Ende der 1980er Jahre ging es schon darum, die Wände zu dämmen, sich noch mehr einzuschließen und den Anteil an Öffnungen und Glas an den Fassaden zu reduzieren – sich vor dem Klima zu schützen oder es zu ignorieren und sich abzukapseln. Wir jedoch meinten und meinen noch immer, dass das ein Irrtum ist. Wir können es auch anders machen und eine intelligentere und kooperativere Beziehung zum Klima herstellen, anstatt uns abzuschotten und zu schützen. Das Haus Latapie, unser erstes Projekt, war das Ergebnis dieser kritischen Reflexion.

Andreas Denk: Ihre architektonischen Bemühungen um eine dem Klima angemessene und ressourcensparende Architektur sind immer verbunden mit einem gesellschaftlichen Engagement, das Sie vermutlich seit Ihrem Studium prägt. Inwiefern findet sich dieses Engagement auch beim Haus Latapie?

Jean-Philippe Vassal: Wir haben damals sofort auf die Anfrage einer Familie geantwortet, die ein einzelnes Haus mit einem sehr geringen Budget bauen wollte. Normalerweise hätte man für das Geld höchstens ein 70-Quadratmeter-Haus aus dem Katalog bekommen. Die zwei Jahre Arbeit für diese Familie waren für uns die Möglichkeit, das

gerade in Afrika Erlernte zu überdenken und an eine Situation in der Nähe von Bordeaux anzupassen. Auch hier ging es darum, mit dem Minimum ein Maximum zu erreichen. Wir haben Referenzen für wirtschaftliche und effiziente Bauten gesucht und sie auf dem Land bei Gewächshäusern und industriellen Komponenten für Supermärkte gefunden. Wie in Afrika haben wir diese verschiedenen Elemente so zusammengebaut, dass die Familie gut darin leben konnte. Für uns war es das erste Mal, dass wir Bauherren hatten. Wir brauchten nur zuzuhören, was genau sie wollten. Es waren keine besonderen Wünsche an die Architektur, aber sehr präzise Vorstellungen, wie sie leben wollten. Das haben wir gut verstanden. Wir haben heute, fast dreißig Jahre später, immer noch gute Beziehungen zu dieser Familie. Vieles von dem, was wir später entworfen haben, hat mit diesem Haus Latapie zu tun.

Anne Lacaton: Unsere Arbeit mit den Latapies begann auch damit, dass alles, was die Standardwohnungen anboten, verworfen wurde. Ganz zu Anfang zeigten sie uns, was sie kaufen wollten: Ein kleines Standardhaus, wie es sie überall in den Randgebieten der Städte und Dörfer gibt, sehr klein, mit einem sehr beengten Grundriss, winzigen Fenstern, ohne Verbindung zwischen Innen und Außen. Wir hatten den Ehrgeiz, ein geräumigeres Haus anzubieten und haben uns verpflichtet, dies in den Grenzen ihres knappen Budgets zu schaffen. Wir haben uns den Pragmatismus der Industrie- und Gewerbebauten angeschaut,

die Leichtigkeit und den Komfort von Gewächshäusern für den Gartenbau, und über die pragmatische, aber effektive Heimwerkerei nachgedacht, die in Afrika zu beobachten war. Wir wollten sehr großzügige Räume und auch eine einfache und sinnvolle Lösung für das Klimamanagement anbieten. So ist das Haus Latapie entstanden, aus der Begegnung zwischen einem landwirtschaftlichen Gewächshaus und einer praktischen und ökonomischen Bauweise.

Andreas Denk: Die Gewächshaus-Architektur mit der Verwendung von Polycarbonat-Paneelen verbindet die Privaträume auf offener Weise mit dem öffentlichen Raum. Diese Schnittstelle spielt bei vielen Ihrer Wohnprojekte eine wichtige Rolle. Entspringt das einer grundlegenden Überzeugung vom Verhältnis zwischen der privaten und der öffentlichen Sphäre?

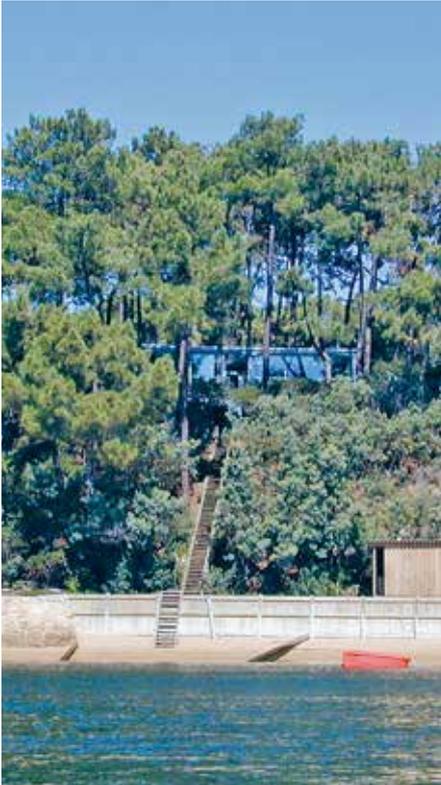
Jean-Philippe Vassal: Ich erinnere mich, dass wir an der Idee von Übergangsräumen zwischen Intimität und Stadtöffentlichkeit gearbeitet haben. Oft ist es nur eine Tür – und dahinter ist der Bewohner mit zwei Millionen Menschen auf der anderen Seite verbunden. Für solche Schnittstellen, es konnten Gärten sein oder botanische Gewächshäuser, haben wir uns schon in der Studienzeit interessiert. Man nutzt die Sonne, um empfindliche Pflanzen aus anderen Regionen an das Klima anzupassen; wird es zu warm und trocken, kann man das Sonnenlicht filtern, um die Pflanzen zu schützen. Dieses Prinzip haben wir auf das Wohnen übertragen – zuerst auf

Einfamilienhäuser wie das der Latapies, danach auf kollektive Situationen. Uns interessierte der behutsame Übergang zwischen dem Klima drinnen und draußen: Die Wohnung kann zu einem Hof werden, in dem sich eine Person oder eine Familie aufhält. Das kann in jedem Maßstab so sein, gleich, ob es sich um eine Wohnung, ein Haus oder eine Universität handelt. Beim Latapie-Haus entwarfen wir die Ost-Fassade gewissermaßen als Gewächshaus. Später diskutierten wir das mit der Familie Latapie, die meinte, selbst wenn die Gewächshausfläche nicht den üblichen Wohnbau-Standards entspräche, würde sie aber doch 90 Prozent ihrer Zeit dort verbringen. Die Kinder ziehen sich einen Mantel an, wenn es kalt ist, und spielen im Gewächshaus. So kann man wunderbar mit dem Klima leben.

Anne Lacaton: Wir hinterfragen die Normen, um nach einer anderen Herangehensweise zu suchen, die unseren Projekten besser entspricht. Normen schreiben oft zu starre Lösungen fest, die Standardsituationen entsprechen sollen. Wir versuchen, die Maßstäbe so zu definieren, dass sie den Bewohnern größtmögliche Freiheiten bieten. Dann liegt es nicht mehr an uns, zu entscheiden, wie weit die Privatsphäre der Familie reicht, was sie zeigen wollen und was nicht. Die Transparenz richtet sich genauso wenig gegen die Privatheit wie eine Wand die einzige Möglichkeit ist, Privatsphäre herzustellen. Deshalb geben wir Familienräumen nie eine strikte Transparenz, sondern eine Palette von Möglichkeiten, wie sie



Lacaton & Vassal,
Maison Latapie,
Flourac, Frankreich
1993, Fotos:
Philippe Ruault



Lacaton & Vassal,
Maison, Cap Ferret,
Frankreich 1998,
Foto: L & V

mit Filtern die Sichtbarkeit nach ihren Bedürfnissen ändern können. Wir wollen immer die offenste Lösung anbieten, die die meisten Möglichkeiten zulässt – die Menschen können dann die Räume anpassen. Die Architektur, die wir vorschlagen, entscheidet nicht für den Bewohner: entweder Privatsphäre oder Offenheit. Sie eröffnet alle Möglichkeiten und lässt die Wahl.

Jean-Philippe Vassal: ...Natürlich spielt dabei auch das Material eine wesentliche Rolle. Polycarbonat ist für uns ein Mittel zum Zweck. Wir interessieren uns für Transparenz: Glas hat die Entwicklung der Architektur von den Ursprüngen über die römische Antike, die Gotik bis zur Architektur der Moderne geprägt. Je mehr sich in den 1980er Jahren die Glasgrößen in der Architektur minimiert haben, desto mehr hatten wir das Gefühl, dass die Suche nach Transparenz, die Beziehung zum Klima und der Wunsch nach Intimität zusammengehören und einer Lösung bedürfen. Polycarbonat ist nicht alles für uns, wir verwenden auch Glas. Schön ist das Glas der botanischen Gewächshäuser wie auch das völlig transparente gewellte Polycarbonat. Beide Materialien schützen durch die feinen Lichtreflexionen, die sie hervorrufen. Dabei lassen sich mit den Materialeigenschaften einfache technische Systeme verknüpfen: Wir verwenden beispielsweise lieber gläserne Schiebetüren als Massivtüren, die sich mit Scharnieren öffnen, weil sie zwei Räume zu einem werden lassen. Solche Schiebeelemente vom Boden bis zur Decke werden seit langer Zeit

in japanischen Häusern verwendet. Deshalb entwerfen wir auch so gut wie nie Fenster, denn diese brauchen Vollmauern, sondern wir bevorzugen stattdessen transparente Wände als großflächige Elemente vom Boden bis zur Decke oder zwischen den tragenden Strukturen.

Andreas Denk: Steht hinter Ihrer Konzeption einer transparenten Architektur die Idee einer offenen zeitgenössischen Gesellschaft?

Jean-Philippe Vassal: Das hängt wahrscheinlich mit der Auffassung von Stadt zusammen, die heute nicht mehr eine Stadt ist, die man neu erfinden sollte, sondern eine, die die bestehenden Städte fortsetzt und transformiert. Städte bestehen heute aus vielen Architekturen verschiedener Epochen. Interessant ist, wie wir diese Stadt weiterbauen. Wir müssen mehr Transparenz dahin bringen, wo es zu wenig gibt. Man kann mit sehr dunklen Räumen zurechtkommen, wenn man ihnen transparente, helle Räume hinzufügt. Die Arbeit mit komplementären Ergänzungen, mit Transformationen, interessiert uns sehr. Stadt kann auf diese Weise verändert werden und Antworten auf die Fragen nach Nachhaltigkeit und Ökologie geben...

Anne Lacaton: ... wie auch auf Erschwinglichkeit und Nutzungsfreiheit. Es ist der Gedanke, dass wir endlich die Architektur so weit wie möglich von allen Zwängen befreien wollen, die sie ihren Bewohnern auferlegen kann. Wir

versuchen dies, indem wir den Wohnungen viel Potenzial, eine große Fläche, aber auch eine starke räumliche Qualität geben...

Jean-Philippe Vassal: Jeder Bewohner, jede Familie hat ein Recht auf Raum, Genuss und Komfort, den die Architektur ihnen bieten kann. Der für alle bezahlbare Luxus ist eine fantastische Herausforderung für Architektinnen und Architekten, für uns und für die Studierenden. Es geht um einen neuen Ansatz der Architektur, der nichts mit Monumentalität zu tun hat, sondern mit der Sensibilität für das tägliche Leben, das Schönheit in sehr einfachen Situationen erscheinen lässt.

Anne Lacaton: Die Architektur hat eine gesellschaftliche Funktion und wir Architekten stehen im Dienst der Gesellschaft.

Andreas Denk: Ist Architektur nicht dennoch ein Mittel, um ein Gefühl bei Menschen zu wecken, dass sie nicht nur Verantwortung für den Raum, den sie unmittelbar bewohnen, verspüren, sondern auch für die Räume des öffentlichen Lebens?

Jean-Philippe Vassal: Das hat etwas mit dem Recht auf Raum zu tun, das genauso wie das Recht auf Licht, Luft und Natur etwas Elementares ist, das kostenlos jedem Menschen zur Verfügung stehen sollte. Es geht also nicht um Technik oder um teure Materialien. Mit dem zu arbeiten, was bereits vorhanden ist, gibt uns die Möglichkeit, die Verbindung

zwischen jedem Bewohner und seiner Umgebung auf eine unangestregte und poetische Art und Weise wieder herzustellen. Für uns ist es ein wichtiger Aspekt bei der Antwort auf die Frage, wie wir allein oder gemeinsam in der Gesellschaft glücklich sein können.

Anne Lacaton: In mehr als 20 Jahren Erfahrung im Bereich Wohnen konnten wir feststellen, dass großzügigere Wohnverhältnisse für das soziale Leben von Familien eindeutig vorteilhafter sind und es weniger einschränken als beengte Raumverhältnisse. Die Menschen sind dort offener für das soziale Leben, für die Nachbarn, und werden sogar aufmerksamer gegenüber dem Klima, weil sie verstanden haben, dass sie die eigentlichen Akteure der Nachhaltigkeit und des Energiesparens sind. Die Aufmerksamkeit, die sie auf das Schließen der Fenster, das Zuziehen der Vorhänge, die Erzeugung von Schatten in der Wohnung oder im Haus richten, macht sie verantwortlich für ihr Wohlbefinden.

Jean-Philippe Vassal: Es geht um kleine Gesten, die mit dem gesunden Menschenverstand verbunden sind. Menschen sind bereits vor vielen Jahren aufs Land gezogen, um in einem gewissen Einklang mit der Natur zu leben. Das ist auch in den Städten möglich. Wir gehen Schritt für Schritt in diese Richtung. Wir brauchen Architekten, die zuhören können und die Fähigkeit haben, zu beobachten, Situationen zu verstehen und bis ins Detail zu bestimmen, was fehlt, was hinzuzufügen ist oder was bestehen bleiben kann.

Andreas Denk: Ihre architektonische Haltung geht nicht nur von der Notwendigkeit einer klimatisch verträglichen und sozialen Architektur aus. Ein wichtiges Merkmal vieler Ihrer Projekte der letzten 30 Jahre ist die Nutzung von architektonischem und städtebaulichem Bestand. Sie gehörten zu den ersten, die ressourcenschonende Wieder- und Weiterverwendung von Bauten der Nachkriegsmoderne mit hohen ästhetischen Maßstäben in Einklang gebracht und punktgenaue Lösungen gefunden haben. Sie waren damit Wegbereiter einer neuen Haltung, die mehr und mehr das Bauen in unseren Städten bestimmt. Rührt Ihre Wertschätzung der erhaltenen Substanz auch aus Ihren frühen Erfahrungen in Afrika?

Jean-Philippe Vassal: Diese Aufmerksamkeit für das Bestehende folgt demselben Ansatz, den wir in Afrika entdeckt und den wir beim Haus Latapie angewandt haben. Er findet sich auch besonders deutlich bei dem Haus, das wir 1998 in Cap Ferret an der Küste entwarfen. Wir entwarfen das Haus um die Bäume herum, die auf dem Grundstück standen. Es gab keinen Grund, die Bäume zu fällen oder die Form der Sanddüne zu verändern, die wir auf dem Gelände vorfanden. Wir haben mit diesen Elementen mit großer Präzision gearbeitet. Wir konnten durch die Bewahrung des Bestehenden, durch die Integration des Waldes und der Düne, eine neue, außergewöhnliche Situation schaffen. Diese Vorgehensweise kann für eine schöne Villa gelten, aber auch für die Gebäude in den Vororten der großen Städte. Es

ist doch ganz einfach: Wenn es einen Altbau gibt und wir 50 Prozent Neubau hinzufügen, haben wir mehr, als wenn wir den Altbau abreißen und lediglich 50 Prozent neu bauen. Wirtschaftlich gesehen: Man hat durch Hinzufügung eines kleinen Prozentsatzes zum Bestehenden letztendlich viel mehr, als wenn man sich nur mit der Neuinvestition begnügt. Trotzdem ist das nicht allein eine Frage der Nachhaltigkeit, der Ökonomie und der Ökologie. Die Bewohner hängen zumeist an ihren Wohnungen, an ihrem Stadtviertel, weil sie dort ihr soziales Umfeld haben. Solche Gemeinschaften auseinanderzureißen, ist heikel und teuer und oft sehr hart für die Menschen, die ihr Haus, ihr Umfeld verlassen müssen. Diese neue Haltung gegenüber dem Bestand der Städte und der Vororte bietet heute tatsächlich die Möglichkeit, die Städte grundlegend zu verändern. Das war vor 30 Jahren noch anders: Damals wurde vieles sinnlos abgerissen. Leider passiert das immer noch.

Anne Lacaton: Mit dem Vorhandenen umzugehen, bedeutet nicht, etwas zu erhalten und festzuschreiben und nichts zu tun. Vielmehr geht es darum, anzuerkennen, dass die bestehende Struktur die Möglichkeit einer Transformation, einer Neuschöpfung in sich birgt. Kreativ umzugehen mit dem Bestehenden, um es wieder in einen neuen dauerhaften Zyklus zu bringen, ist sogar eher als ein avantgardistischer Ansatz zu betrachten.

Jean-Philippe Vassal: Wenn wir von der bestehenden Stadt ausgehen, müssen wir mit den Details beginnen, uns vom

Kleinen ins Größere, vom Detail ins Allgemeine durcharbeiten. Wir sind immer noch in einem System, in dem die Stadt nur von weitem als Ganzes gesehen wird. So aber können wir nie einen fokussierenden Blick bekommen, der erforderlich ist, um Probleme zu lösen. Die heutige Stadtplanung will die Situation vereinfachen. Das ist ein Fehler: Wir müssen also bei der Architektur anfangen und dann zum Urbanismus fortschreiten, nicht umgekehrt. In den letzten 30 Jahren ist der Städtebau durch politische Entscheidungen, Programme und durch Stadtplaner geprägt worden, die Masterpläne machen, Parzellierungen durchführen und Wettbewerbe für einzelne Parzellen ausloben, auf denen dann die jeweiligen passenden Gebäude entstehen: Man verliert jede Verbindung zwischen den verschiedenen Elementen. Wenn wir uns in diesem Zusammenhang mit Fragen der Ökologie, Nachhaltigkeit, Ökonomie, Qualität und Anspruch beschäftigen wollen, müssen wir einen anderen Ansatz wählen, der näher am Thema ist.

Andreas Denk: Ist also die Gestaltung von Architektur in Ihrem Sinne eine Fortsetzung des politischen Handelns mit anderen Mitteln?

Anne Lacaton: Die beiden Dinge sind eng miteinander verknüpft. Neben der Freiheit jedes Entwerfers ist es auch seine Entscheidung, sich zu positionieren. Wenn wir mit politischen Maßnahmen oder mit der Art und Weise, wie beispielsweise ein Masterplan entwickelt wird, nicht einverstanden sind,

können wir entscheiden, ob wir darauf reagieren oder nicht. Architektur folgt nicht nur ästhetischen oder funktionalen Kriterien. Raum zu bauen trägt bei zum Funktionieren der Stadt, zu Beziehungen und zur Qualität des täglichen Lebens der Menschen. Das ist eine politische Dimension.

Jean-Philippe Vassal: Seit 15 Jahren opponieren wir gegen die Stadtpolitik in Frankreich, wenn es um den Abriss von Großsiedlungen des sozialen Wohnungsbaus geht. Gleichzeitig werden Wohnungen im Stadtzentrum immer unerschwinglicher, insbesondere für die Mittelschicht. Das Wohnen in der Stadt ist zu einem lukrativen Markt geworden, der immer exklusiver wird. Wir versuchen, die Ziele, die die Gesellschaft definiert, aufmerksam zu lesen und zu verstehen. Wenn es um Ökologie geht, sind sich alle einig. Wenn wir von bezahlbarem, erschwinglichem Wohnraum reden, müssen wir ihn auch schaffen. In den Städten werden die Grundstückspreise jedoch immer höher, was die Schaffung von genügend erschwinglichem Wohnraum ausschließt.

Anne Lacaton: Die Beschaffung guten und bezahlbaren Wohnraums in den Städten wird eine der größten Herausforderungen der nächsten Jahrzehnte sein. Die Bedingungen des Wohnens sind nirgends allgemein gut – selbst in den europäischen Ländern, die ähnliche gute Mittel und das nötige Geld dazu haben... Die Transformation ist somit eine Lösung, um die Qualität von bezahlbarem Wohnraum massiv zu verbessern.

Jean-Philippe Vassal: ...Deshalb müssen wir die vorhandenen Kapazitäten nutzen, verbessern und so erweitern, dass der natürliche Boden so frei wie möglich bleibt. Es geht also um Verdichtung, die jedoch so stattfinden sollte, dass jeder Bewohner mehr Platz bekommt. Wir müssen verhindern, dass die Quadratmeterzahl der Wohnung zu einer Art Finanzprodukt verkommt. Die Idee der Verdichtung, des Freihaltens des Bodens, des Erhalts von Bäumen, der Natur allgemein ist die beste Möglichkeit, gute Lebensbedingungen zu schaffen, ohne die Ausdehnung der Städte zu vergrößern.

Andreas Denk: Wir erleben in diesen Jahren – nicht erst seit der Covid-19-Pandemie – eine Krise der Städte. Viele Kaufhäuser und Läden schließen, der Leerstand von kostbaren Immobilien wächst kontinuierlich. Ist das eine Chance für den Umbau innerstädtischer Lagen für Wohnnutzungen?

Anne Lacaton: Diese Situation eröffnet neue Möglichkeiten, Verkaufsflächen und Büros in Wohnräume umzuwandeln oder dort zumindest gemischte Nutzungen einzuführen. Wir müssen die Situationen von Fall zu Fall prüfen und darauf achten, dass die funktionalen Strukturen, die Mischung von Menschen und Nutzungen und das Gemeinschaftsleben, wie es dort bereits existiert, erhalten bleiben. Das Leben in einem Stadtviertel ist eine sensible Angelegenheit. Neue soziale Beziehungen herzustellen in einem Viertel, in dem zuvor ein Teil abgerissen wurde

und ein Teil der Bewohner wegziehen musste, scheint bereits eine unmögliche Situation zu sein.

Jean-Philippe Vassal: Der entscheidende Faktor ist die Qualität des Raums. Wenn wir qualitativ hochwertige Räume bereitstellen, wird auch die Umwandlung von einer Nutzung in eine andere möglich sein. Bei Bestandsgebäuden stoßen wir häufig auf Defizite, aber genau diese Defizite machen oft die Charakteristik dieser Bauten aus. Wenn wir das Typische der Bauten als Qualität verstehen, können wir eine Vielfalt von Räumen schaffen. Wenn die Formel gilt, dass die Form der Funktion folgt, dann stellen wir die Fragen: Welche Funktion hat die Freiheit und welche Funktion das Vergnügen? Die Komplexität und der Reichtum der Stadt lassen genug Räume, mit denen wir poetisch, vernünftig und behutsam zugleich umgehen können, damit Rosenbäume und kleine Tiere das Leben der Menschen kreuzen können.

Anne Lacaton: Unsere Aufgabe ist es, herauszufinden, wie jeder seinen Ort, seinen Platz finden kann. Das ist eine Frage der Aufmerksamkeit, wo man die Prioritäten setzt.

Jean-Philippe Vassal: ...Zum Glück sind wir umgeben von Studierenden. Viele dieser jungen Leute haben eine fantastische Energie. Sie hören gut zu, sind offen, und können in Gruppen arbeiten. Viele denken über neue Lebensweisen, über neue Ansätze nach. Wir können ihnen vertrauen. Wir müssen sie nur ihre Träume verwirklichen lassen...



Druot, Lacaton & Vassal, Umbau des Tour Bois le Prêtre, Paris, Frankreich 2006 – 2011, Fotos: Druot, L & V (oben, Mitte) / Philippe Ruault (unten)

IMPRESSUM

Großer BDA-Preis 2020

Anne Lacaton und Jean-Philippe Vassal

Diese Festschrift erscheint anlässlich der Verleihung des Großen BDA-Preises 2020 am 2. November 2022 im Museum für Angewandte Kunst Köln.

Herausgeber

Bund Deutscher Architektinnen und Architekten BDA
Wilhelmine-Gemberg-Weg 6
10179 Berlin
kontakt@bda-bund.de
www.bda-architekten.de

Konzept

Andreas Denk[†], Benedikt Hotze, Maximilian Liesner und Elina Potratz

Lektorat

Elina Potratz, Alice Sárosi

Korrektorat

Theresa Jeroch

Übersetzung, Lektorat, Korrektorat (Französisch–Deutsch)

Christl Schneider

Satz und Layout

Maximilian Liesner

Auflage

750 (Deutsch), 100 (Französisch)

Druck

medienzentrum süd, Köln

Lithografie

Europrint Medien, Berlin

Berlin 2022

Das Copyright der Abbildungen liegt bei den Fotografinnen und Fotografen / Inhaberinnen und Inhabern der Bildrechte.

Autorinnen und Autoren

Prof. Andreas Denk (ade), geboren 1959, verstorben 2021, studierte Kunstgeschichte, Städtebau, Technik-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte sowie Vor- und Frühgeschichte in Bochum, Freiburg i. Brsg. und Bonn. Bis zu seinem Tod war der Architekturhistoriker Chefredakteur der Zeitschrift *der architekt* und lehrte Architekturtheorie an der Technischen Hochschule Köln.

Dipl.-Ing. Benedikt Hotze (-tze), studierte in Braunschweig und Lausanne Architektur, war 22 Jahre lang Redakteur bei *Bauwelt* und *BauNetz* und lehrte Architekturvermittlung in Bochum und Cottbus. Seit 2015 ist er Pressereferent des Bundes Deutscher Architektinnen und Architekten BDA.

Maximilian Liesner (mxl), M.A., studierte Urbanistik, Kunstgeschichte und Germanistik in Essen, Tübingen und Istanbul. Anschließend arbeitete er am Deutschen Architekturmuseum als wissenschaftlicher Volontär. Seit 2019 ist er tätig in der Redaktion von *der architekt* (heute *Die Architektur*), seit 2021 gemeinsam mit Elina Potratz in der Chefredaktion.

Elina Potratz (elp), M.A., studierte Kunst- und Bildgeschichte mit Schwerpunkt Architektur und Denkmalpflege in Leipzig und Berlin. Seit 2016 ist sie tätig in der Redaktion von *der architekt* (heute *Die Architektur*), seit 2021 gemeinsam mit Maximilian Liesner in der Chefredaktion.

Prof. Dr. Philip Ursprung: siehe Seite 25

Deutsche Bank



Niedrigzinsen
jetzt sichern.

Keine Effizienz ohne
gute Software. Keine gute
Software ohne Geld.

Wir unterstützen Sie bei Ihrem nächsten Schritt.
Mit einer Finanzierungsberatung, die mehr möglich macht.

#Hausbank
#PositiverBeitrag

Telefon: 069 910-10061
[deutsche-bank.de/architekten](https://www.deutsche-bank.de/architekten)

